

Auch das Reisegeld für die Ferien will richtig gepackt sein

Für eine Reise die richtigen Sachen packen, ist eine Kunst für sich. Gleches gilt für den optimalen Mix von Reisegeld. Allgemeingültige Regeln gibt es. Diese müssen jedoch je nach Destination wieder relativiert werden.

Von Harry Tresch (sda)

Bern. – Bald beginnen die Sommerferien und damit auch die Vorbereitungen für die geplante Reise in ferne Länder. Während der Koffer problemlos am Vorabend gepackt werden kann, lohnt es sich für Touristen, sich über das Reisegeld etwas längeren Gedanken zu machen. Ganz allgemein gilt: Wenig Bargeld mit sich tragen und für grössere Beträge immer die Karte benutzen. Bargeld in der jeweiligen lokalen Währung hilft sozusagen als Starter. Es kann eingesetzt werden unmittelbar nach der Ankunft etwa für kleinere Anschaffungen, Taxikosten oder Trinkgeld, wie Julian Chan, Presseprecher des Reisekonzerns Kuoni, sagt.

Bargeld ist jedoch nicht unproblematisch. Einerseits ist es als Ziel von Taschendieben ein Sicherheitsrisiko. Andererseits kann es – sollte es gestohlen werden – nicht ersetzt werden. Außerdem ist nicht jede Währung in der Schweiz vor der Abreise auf die Schnelle erhältlich. Viele Bankfilialen halten nur Euro, US-Dollar und britische Pfund. So auch die Berner Kantonalbank. «Weniger gebräuchliche Währungen müssen Kunden bei der Bank bestellen», erläutert Presseprecher Manuel Inderbitzin. Am besten sei es, spätestens zwei bis drei Tage im Voraus mit der Bank Kontakt aufzunehmen. Die Bestellung sei sehr unkompliziert per Telefon machbar. Mehr Fremdwährungen lagert die Berner Kantonalbank am Hauptsitz am Bundesplatz. Dort sind 23 Devisen jederzeit wechselbar – dazu gehören nebst den drei grossen Währungen Euro, Dollar und Pfund unter anderem auch kroatische Kuna, israelische Shekel oder thailändische Bahts.

Bargeld allein langt nicht

Auf Plastikkarten kann auf Reisen nicht verzichtet werden. Grössere Beträge zahlen Reisende am besten mit Karte, so der allgemeine Tipp von Reiseveranstaltern und Banken. Dabei gibt es drei verschiedene Möglichkeiten: die Kreditkarte, die Debitkarte oder eine Prepaidkarte, die wie auch für die Mobiltelefonie mit einer fest-



Der richtige Mix macht's aus: In die Ferien sollte man mit Bargeld und Kreditkarte reisen – nur eines von beidem genügt in der Regel nicht.

Bild Denis Vrublevski/Shutterstock

gelegten Summe aufgeladen werden kann.

Allerdings gibt es auch beim Plastik einige Dinge zu beachten. Inderbitzin macht darauf aufmerksam, dass die Debitkarten in einigen Ländern geblockt werden – «aus Sicherheitsgründen», wie er betont. Kurz vor der Reise müssen die Karten demnach freigeschaltet werden, damit im Ausland an Bancomaten Geld abgehoben werden kann. Zudem kann es in kleineren Ortschaften zu Schwierigkeiten mit Kredit- oder Debitkarten kommen. Deshalb empfehlen Reiseveranstalter und Banken als Alternative die Travel Cash Karte, wie die Prepaidkarten auch genannt werden. Der Vorteil besteht gemäss Inderbitzin darin, dass die Karte inklusive Restwert bei Verlust ersetzt wird.

FRAGE DES TAGES

Reisen Sie in Sachen Geld immer gut vorbereitet in die Ferien?
Stimmen Sie heute bis 18 Uhr ab im Internet unter: www.suedostschweiz.ch.

Prepaidkarten ersetzen immer mehr die Travel Checks. «Diese müssen in einer Bank oder Wechselstube

gewechselt werden, was in kleineren Ortschaften umständlich sein kann», erklärt Kuoni-Sprecher Chan. Zudem werden die Checks in einigen Ländern und Regionen nicht akzeptiert – darunter Mexiko, Malediven, Sri Lanka und Nordafrika.

Anderes Land, anderer Mix

Wie der optimale Mix von Reisegeld aussieht, ist letztlich eine Frage der Destination. Reiseveranstalter Kuoni empfiehlt etwa für Asien immer eine Notreserve in Bargeld auf sich zu tragen – in lokaler Währung oder US-Dollar.

Kuoni rät seinen Kunden außerdem, in Asien die Maestro-Karte zu benutzen. Mittlerweile gebe es selbst an abgelegenen Orten Geldautomaten, wo Bargeld abgehoben werden könne. «Wenn man pro Bezug den lokalen Maximalbetrag wählt, dann ist das die sicherste und günstigste Lösung», hält Kuoni fest. Die Kreditkarte sollte auf keinen Fall fehlen. Sie eignet sich für grössere Beträge sowie Garantien, etwa für die Miete eines Autos.

Anders verhält es sich in Südamerika. Kreditkarten würden nur in grösseren Städten akzeptiert. Deshalb

empfiehlt es sich in Südamerika, die Travel Cash Karte mitzunehmen. Den optimalen Mix beziffert Kuoni mit 20 Prozent Bargeld (in der Landeswährung), 80 Prozent Travel Cash Karte.

Benzin nur gegen Cash

In Afrika gibt es grosse Unterschiede. Südafrika-Reisende zahlen in touristischen Gebieten problemlos mit der Kreditkarte. Für anfallende Kosten unterwegs sollten Reisende jedoch Bargeld (Dollar oder südafrikanische Rand) auf sich haben. So kann an Tankstellen das Benzin in den meisten Fällen nur mit Cash bezahlt werden. Bankautomaten gibt es überall in grösseren Städten.

In Namibia hingegen ist es mit dem Bargeldbezug an Bancomaten schwieriger, wie der Reiseveranstalter Kuoni festhält. Bankautomaten seien zwar vorhanden, die Funktionsfähigkeit sei jedoch nicht immer gewährleistet. Das Zahlen mit Kreditkarte sollte in touristischen Gebieten kein Problem darstellen. Dennoch kann auf Bargeld nicht verzichtet werden. Wer sich für eine Safari oder Badeferien in Kenia oder Tansania entscheidet, ist mit Kreditkarte und Bargeld am besten unterwegs.

Aus Kriegstrümmern in den Wohlstand

Es war eine der wichtigsten Weichenstellungen für die Weltwirtschaft: Vor 70 Jahren entschieden 44 Länder in Bretton Woods im US-Bundesstaat New Hampshire über die Zukunft des globalen Finanzsystems.

Von Marco Mierke (sda)

Washington. – Der Zweite Weltkrieg tobte noch, Europa lag in Trümmern, Frieden und Wohlstand schienen unerreichbar. Dennoch wagten es Vertreter aus 44 westlichen Ländern, bereits gemeinsam an der Wirtschaftsordnung der Zukunft zu arbeiten. Das Ziel hatte US-Präsident Franklin D. Roosevelt ausgegeben: Freier Handel und stabile Wechselkurse sollten die Welt aus ihrem wirtschaftlichen Elend befreien. Wie genau, darüber stritten Politiker und Ökonomen vom 1. Juli

1944 an in dem beschaulichen amerikanischen Ferienörtchen Bretton Woods. Nach 22 Verhandlungstagen einigten sie sich auf eine Lösung – und gut ein Jahr später wurde das historische Abkommen unterzeichnet. Fortan galt ein System fester Wechselkurse mit dem Dollar als Leitwährung. Der Internationale Währungsfonds (IWF) und die Weltbank zur Stützung des Konstrukts waren geboren.

Zuversicht kehrte zurück

Es folgten Jahre beispielloser Wohlstandsmehrung. Nach Hyperinflation, der grossen Depression und langem Krieg herrschte wieder Zuversicht in der Weltwirtschaft. Der Handel boomte, vor allem in Europa und Japan stieg der Lebensstandard rapide.

Rückblickend klingt das alles so einfach. Doch Bretton Woods war in Wirklichkeit ein harter Machtkampf

zwischen den Alliierten USA und Grossbritannien. Auf britischer Seite stand der Ökonom John Maynard Keynes, damals Berater des Schatzamtes, für den endgültigen Abschied vom Goldstandard und eine Art Weltzentralbank mit eigener Währung. Auf der Gegenseite wollte der US-Verhandlungsführer Harry Dexter White den Dollar ins Zentrum stellen, dessen Wert schon seit Jahren an das Gold gebunden war. Der Amerikaner setzte sich durch: Die anderen Währungen wurden fest an den Dollar gekoppelt, so dass sie indirekt auch zu «Goldwährungen» wurden.

Zu starres System

Die Systeme hatten einen gravierenden Unterschied: Keynes wollte die Länder dazu bringen, mit Hilfe von Auf- und Abwertung ihrer Währungen stets ihre Zahlungsbilanzen auszugleichen. Whites Plan, dessen Land

damals eine Exportmacht war, erlaubte hingegen allein den Importnationen, ihre Währungen entscheidend abzuwerten. Der IWF sollte die notwendigen Anpassungen unterstützen und überwachen. Resultat war ein starres, einseitiges System, das nicht mit den raschen Veränderungen in der Weltwirtschaft mithielt. Das ging nicht lange gut. 1960 gab es eine erste Missstraußswelle gegen den Dollar mit einer kurzen, heftigen Goldspekulation. Im März 1973 brach dieser Teil des Bretton-Woods-Systems zusammen.

Der IWF und die Weltbank hingen überlebt, sind mit 188 Mitgliedern grösser denn je und feiern nun ihren 70. Geburtstag. Spätestens seit der Eurokrise gilt der Währungsfonds wieder als eine der mächtigsten Organisationen, die weltweit Finanzsysteme überwacht, um bei schweren Schieflagen von Staaten einzugreifen.

BUCHTIPP

Sich selber vermarkten!

Von Hans Bärtsch

Immer mehr (Gratis-)Programme und Dienste im Internet erlauben den Nutzern, sich mit dem Facebook-Konto anzumelden. So weit, so bequem. Nicht nur für den Nutzer, sondern auch für das soziale Netzwerk. Denn auf diese Weise können Facebook, aber auch Google, Twitter, LinkedIn, Instagram, WhatsApp usw. Unmengen von Daten sammeln. Und damit Unmengen von Geld machen.

Hannes Grassegger, ehemaliger Inlandredaktor bei der «Südostschweiz», kritisiert in seinem soeben erschienenen Buch «Das Kapital bin ich» genau diesen Umstand – nämlich dass andere mit unseren eigenen Daten reich werden. Er spricht von einem «goldenem Datenmeer», das wir selber in grosser Naivität weiter äufern. Letztlich seien nicht Geheimdienste wie der amerikanische NSA die «Bösen», die wahren Datenkraken seien Firmen wie Apple und Google.

Grassegger geht so weit, uns als «digitale Leibeigene» zu bezeichnen. Er vergleicht die heutigen Internetnutzer mit den besitzlosen Bauern im Mittelalter. Diese erhielten gratis Land und lieferten dafür einen Teil der Ernte ab. Die Scholle von heute seien Plattformen (Blogs, Chats usw.), die wir mit Inhalten füllen. Die Erträge – unsere Daten und damit letztlich unsere Gedanken und Gefühle – gingen samt und sonders an die Plattformbetreiber.

Das World Economic Forum (WEF) veröffentlicht regelmässig Studien zum Thema Personal Data. Gemäss neusten Schätzungen sollen die persönlichen Daten aller Europäer 2020 eine Billion Euro wert sein. Grassegger fordert in seinem äusserst lesenswerten Buch nicht weniger, als daran zu partizipieren. Jeder Europäer könnte pro Monat 250 Euro verdienen, wenn er seine Daten selber vermarkten würde. Erste Bestrebungen dazu, wie das gehen soll, gibt es. Grassegger rät vorerst einmal zur «künstlichen Verknappung unserer persönlichen Daten».

Hannes Grassegger: «Das Kapital bin ich – Schluss mit der digitalen Leibeigenschaft». Kein & Aber. 80 Seiten. 9.90 Franken.

